

Die Sonntagspost

Illustriertes Unterhaltungsblatt zur Dortmunder Zeitung

Sonntag

15.
Juli

Nr. 29

1906

Sterntraut.

Erzählung von Jakob Kübler.

(Nachdruck verboten.)

(Schluß.)

Bald sah die Gesellschaft auf Felsblöcken und Melstümpfen um den einfachen Tisch. Der braunrote Gallaner perlte in den Gläsern, und lästern schaute die Sonne herab auf die rostigen Schinkenstücken, die gelb gebratenen Würste, die braun geschmorten Enten, welche unter den Messern und Zähnen der Alpenfahrer eine große Niederlage erlitten.

„Aber Emma, Mädele“, rief der Kreisphysikus plötzlich, „Du kommst mir nicht recht munter vor? Hat's Dir der Herr Privatdozent nicht recht getroffen? Warst auf der Ebenalp in Begleit des Herrn Dr. Waller viel munterer.“

Dabei warf er der Tochter einen ermutigenden Blick zu.

„Ach, Vater“, entgegnete sie erglühend, „ich bin ja so munter, wie nur jemals. Sehen Sie, so nekt einen der Vater, wenn er gesund ist.“

„Da hatt' ich ja meine Rechtfertigung ungebeten“, erwiderte Keller vergnügt.

„Und ich für meinen Teil brauche keine“, nickte Waller zu Keller hinüber.

In fröhlicher Stimmung brach die Gesellschaft wieder auf. Als sie aber an die der Meglisalp gegenüberliegende Höhe kamen und der Fuß mehr und mehr im Gerölle des Alpenfalkes ausglitt, begann Papa Kreisphysikus bedenklich zu kucken.

Waller bot sofort seinen Arm, der ohne Komplimente angenommen ward.

„So so, 's geht leichter!“ murmelte der alte Herr befriedigt.

Endlich standen sie an der Wand der Wagenlücke, bewunderten das Döhrli, die scharfe Felsnadel, welche schief über die Abgründe hinausragt, und, auf einem grünen Rasenfleck sich niederlassend, lobte Freihold:

„Das heißt ich rechtchaffen geführt. So einen jungfräutigen Freundesarm möcht' ich jedem Ehrenmann gönnen, wenn im Alter die Kräfte sinken.“

„Wäre bisweilen zu haben, wenn man ihn annehmen wollte“, philosophierte der rüstige Arzt.

„Das bedächtige Alter will sich nur auf Erprobtes stützen“, versetzte Freihold bedeutsam.

„Soll ich nicht noch einen der Führer rufen?“ brach Waller ab. „Dort beginnt das Schneefeld.“

„Versuchen wir's vorerst allein“, entschied aufstehend der Kreisphysikus.

Nach wenigen Schritten standen sie vor der in der Mittagsonne blühenden Schneefläche, welche steil beinahe bis zur Sänthütte hinaufsteigt. Jetzt galt es die mächtigste Kraftanstrengung aufzuwenden. Nicht weit voran erblickten sie Keller und Emma Arm in Arm, beide auf ihre Alpstöcke gestützt, ruhig und sicher bergansteigend.

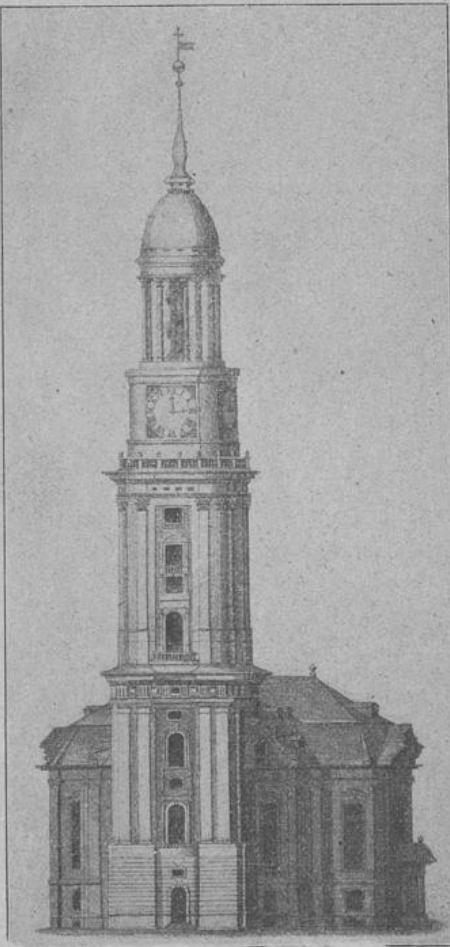
Der Kreisphysikus hielt still. „Ihr Freund hat die leichtere Last“, schnauzte er.

„Ich nähme die Tochter noch zum Vater“, scherzte Waller.

„So ihrer Zwei zugleich zu führen, würde festen Fuß und bewährte Arme erfordern. Doch weiter, weiter!“

Und schweigend schleppten sie sich hinan durch den schon etwas erweichten Schnee, Waller geduldig haltend und ziehend, Freihold nicht ohne zeitweilige Stößeufzer.

„Plumps!“ rief er plötzlich. „Da haben wir's! He, Mädele, willst Abbitte leisten, daß Du auf die Knie fällst?“



Hergestellt in der Kliche-Anstalt C. L. Krüger, G. m. b. H., Dortmund.

Die St. Michaeliskirche in Hamburg vor dem Brande (Seite 229)

„Nur ohne Sorge!“ schrie Keller herab. „Fräulein Freihold steht schon wieder aufrecht.“

„Du bist mir auch eine saubere Stütze!“ schalt Waller in Anwendung von Eifersucht.

Und weiter ging es hinaus. Die Anstrengung erlaubte immer seltener eine Wechselrede. Waller mußte den alten Ge-

fährten öfter stärken aus seiner Flasche, die Wasser mit Kirschgeist enthielt.

„Meiner Lebtag“, beteuerte der Erquickte, „hab' ich allen Brantwein gehaßt. Auf so einem sommerlichen Schneemarisch hingegen verdient er den Lobgesang.“

„Schnaps, Schnaps, Schnaps, Du edles Getränk! usw.“

„Nichts als Steinkohle für den Dampfkessel zwischen unseren Rippen“, ermutigte der doktorische Führer, „letzte Heizung vor der Nachtstation; denn dort, schauen Sie auf, winkt schon die Sänthütte, von wo Fräulein Tochter triumphierend ihr Taschentuch wehen läßt.“

„Also hurra zum letzten Sturm!“ kommandierte tapfer der Alte, und pustend, nach Lokomotivenart, arbeiteten sich die beiden empor.

Endlich war die obere Grenze des Schneefeldes erklimmen. Freihold ließ sich auf die schiefrigen Gerölle fallen und zog Waller an seine Seite nieder.

„Ginausgeschaut, Mann, in diese Schöpfungsherrlichkeit! Ach, wie Aug' und Seele diese Schönheitsstrahlen des göttlichen Geistes in langen, durstigen Zügen trinken! O du Majestät in Silber und grünem Samt, bekränzt mit glühenden Alpenrosenfeldern! Ich bin aus dumpfem Grab erstanden und aufgefahren in selbige Höhen. Dank' es nächst Gott Ihnen, Kollege Waller.“

Der Glückselige ergriff die Rechte des Gefährten und drückte sie mit noch ungebrochener Manneskraft. Waller seufzte im Kampfe der Liebe mit seiner Schüchternheit und sah schweigend in das reizende Gelände hinaus.

„Was, ist das hier der Ort zum Seufzen?“ schalt Freihold. „Seltsamer Mensch! Sie sind mir überhaupt ein Rätsel. Zwar erkannte ich aus Ihrer Guttat an derranken Hesperin, daß Sie reinster Uneigennützigkeit und Aufopferung fähig sind; doch, Herr, Ihr Benehmen gegen mich, besonders Ihre Geduld mit meinen krankhaften Schreulen, läßt sich hieraus allein nicht erklären. Dahinter muß noch etwas anderes stecken. Ich wünschte über Ihr Wesen völlig ins Klare zu kommen.“

„Ich will“, entgegnete Waller kleinlaut, „ich will allerdings nicht leugnen, daß — daß —“

„Also 'raus damit, was es immer sei!“

„Nun gut! Ich habe alles um Emmas willen getan.“

„Weiß sie das?“

„Ja, seit der Fahrt auf die Ebenalp.“

„Gegen mich war das Kind sonst nie so verschlossen. Indessen, sie hat ein frommes, treues Gemüt; ja ich glaube, sie hat geschwiegen und still getragen aus Schonung für den kranken Vater.“

„So ist es.“

„Aber warum rüdten Sie nicht offen gegen mich heraus, nachdem ich genesen war?“

„Teils weil ich in Ihrem Benehmen gegen mich immer noch eine gewisse Schärfe bemerkte, welche mir alle Hoffnung nahm, teils weil ich mich schente, als Belohnung für meinen ärztlichen Dienst Ihr Köstliches, Ihre Tochter, zu erbitten.“

„Wohl, jetzt liegt mir alles klar. Sie sind ehrlich und aufrichtig, das muß man Ihnen lassen. Aber Sie begreifen, junger Freund, daß ein gewissenhafter Vater sich Bedenkzeit erbitten muß, bevor er endgültigen Bescheid erteilt.“

„Ich verspreche Ihnen, das Inselspital zu verlassen und als Assistent bei Ihnen einzutreten, nur machen Sie der quälenden Ungewißheit ein Ende.“

„Da liegt ja eben der Hase im Pfeffer, ob ich in meinem Haus und Amt daszepter werde niederlegen mögen oder nicht.“

„Ich würde Ihnen ein gehorsamer Sohn sein.“

„Freilich, so sagt man vor der Heirat; doch ist man einmal der Herr Schwiegerjohn, sieht den Schwiegerpapa altern an Leib und Geist, fühlt sich ihm mehr und mehr überlegen, dann — —. Doch ich will nicht nein gesagt haben. Ich will mir's noch eine Weile überlegen, und hiermit fertig! Kommen Sie, die dort oben rufen, werden den Imbiß nicht ohne uns nehmen wollen.“

Beim geselligen Mahle in der wohl eingerichteten Alphütte langte der Privatdozent etliche hübsche Vereinerungen hervor.

„Betrachten Sie einmal, Herr Kreisphysikus, diese prächtigen Ammonshörner und Belemniten. All' das Trümmergestein hier herum ist voll davon.“

„Prachtexemplare!“ rühmte Freihold, die Stücke nach allen Seiten beschauend. „Nicht wahr, die Ammonshörner waren eine Nautilusart, welche auf der Oberfläche des Urmeeres frei umherruderte? Aber die Belemniten, welche der Volksmund Teufelsfinger nennt?“

„Die waren Tintenfische, nur weit schlanker gestaltet, als die gegenwärtig allgemein bekannte Art, von welcher die braune Sepiafarbe gewonnen wird. Was die Ammoniten betrifft, so bildeten dieselben eine eigene, von Nautilus verschiedene Familie, deren Lebensweise nicht mehr sicher ermittelt werden kann, weil alle Arten derselben ausgestorben sind.“

„Da hab' ich's, da hab' ich meinen Lehrbrief!“ jubelte plötzlich eine helle Stimme. Marie war's, in ihrem neuen Kleidchen, wundernett anzusehen. Auf ihrem schwarzen Nieder blühten die Gölserkettchen, indem sie, ihren Lehrkontrakt hoch emporhaltend, auf Doktor Waller zueilte.

„Wie kommst Du aber hieher?“ rief dieser überrascht.

„Gestern haben wir mit der Stüderin drunten in Appenzell abgemacht. Heute morgen eil' ich ins Weisbad, Euch den Lehrbrief zu zeigen, und weil es hieß, Ihr seiet schon fort auf den Säntis, bin ich Euch geschwind nachgelaufen, Euch zu danken, herzlich zu danken, daß Ihr meinen liebsten Wunsch erfüllt habet, daß ich künftig recht verdienen kann und die Mutter sich nicht mehr überhassen muß. O, ich will fleißig sein Tag und Nacht.“

Waller reichte ihr die Hand und brachte vor Rührung kein Wort hervor.

Emma stand eilig auf, umarmte und küßte das niedliche Mädchen und sprach:

„Komm, setze Dich zu mir, Du liebes, dankbares Herzchen. Ei, wie steht einem so guten Kind das bunte Sonntagsgewand so zierlich an!“

„Nicht wahr, es steht wirklich hübsch!“ lächelte Marie, nicht ohne leisen Anflug kindlicher Eitelkeit. „O, der gute Herr Doktor! Das hat er mir auch angeschafft, damit die im Flecken drunten nicht spotten über das arme Kind.“

„Besser, jetzt hab ich bald genug!“



Fräulein Berta Krupp (Seite 229)

murmelte der Kreisphysikus leise, wandte sich um und wischte eine Träne unter der Brille weg.

„Fehlt jetzt doch nur noch eins“, bemerkte Keller aufstehend. „Will geschwind darnach sehen.“

Niemand erriet, was er meine. Die Gemüter waren allzu sehr mit der erfreuten Marie beschäftigt. Namentlich Freihold wollte auch hier wieder „klar sehen“ und nahm das Mädchen in die Beichte, bis er alles haarklein wußte. Bei dieser Beichte

jedoch ward es dem bescheidenen Waller so schüchtern, daß er ebenfalls die Hütte verließ, um nach seinem Freunde zu sehen.

„Hier oben ist's wie im Himmel“, sprach Emma wonnenvoll, nachdem das Mädchen an ihrer Seite sämtliche Fragen beantwortet hatte. „Lauter gute Geister umgeben uns.“

„Die Schönheit der Werke Gottes findet ihre Krone in der Schönheit der Menschenseele“, stimmte der Vater mit bewegtem Herzen bei.

Da trat Keller mit dem Freund an der Seite feierlich ein, reichte dem Kreisphysikus ein kleines Büschel weißer Blümchen und sprach: „Habe die Ehre, dem Herrn Doktor hiermit Galium Helveticum zu überreichen.“

Freihold sprang auf. „Es ist's, ja es ist's! Nun hält mich keine Macht der Welt mehr. Ich muß zum Gipfel, es selber zu pflücken an Ort und Stelle.“

„O, um Gottes willen nicht, lieber Vater!“ schrie Emma entsetzt. „Bedenke die Gefahr und Deine Jahre.“

„Hilft alles nichts! Drauf Jungens!“ jubelte der Begeisterte und stürmte hinaus.

Die Führer leiteten ihn behutsam die in die Felsen eingelassene Leiter hinauf. Keller und Waller kletterten zur Seite, oft wie Turmschwaben über den Abgrund hängend. Angstvoll zuerst, doch durch Mariens Zureden bald beruhigt und von ihrer kräftigen Hand unterstützt, folgte Emma dem Vater nach. Oben auf dem flachen Gipfel überzog Galium Helveticum die nackten Felsen mit tiefgrünem, weißblühendem Rasen, worüber der Kreisphysikus sich dermaßen ergözte, daß er auf einen sonderbaren Einfall kam. Nachdem er einen Büschel davon höchst eigenhändig für seine Sammlung gepflückt hatte, begann er mit Würde:

„Jetzt erfüllt mir noch einen Wunsch. Waller und Emma, die ihr mich in meiner Krankheit gepflegt habet, pflückt mir noch von diesen Blümchen genug, daß ich zu meinem Genesungsfeste den Becher Wein mit Galium Helveticum betränze!“

Die beiden ließen sich auf die Knie nieder und begannen zu pflücken.

„Hier nimm, Emma“, sagte der Vater, „hier stehen besonders schöne.“

Es war an einer Stelle, wo Emma Wallern gerade gegenüber knien mußte. Kaum hatte sie daselbst begonnen, so trat Freihold vor beide hin und legte jedem eine seiner Hände auf das Haupt.

„Halt, nicht gemüht! So, jetzt hab' ich Euch, wo ich wollte. Waller, da hast Du meine Emma, und Emma, da hast Du Deinen Waller. Gott segne Euch, meine lieben Kinder!“

Die beiden sprangen auf, umschlangen den Vater und bedeckten seine Wangen mit Küßen.

Das Appenzellermädchen aber jauchzte auf: „Jetzt ist die Brautchaft nicht mehr im Geheim. Auf dem Säntis oben sieht's alle Welt.“

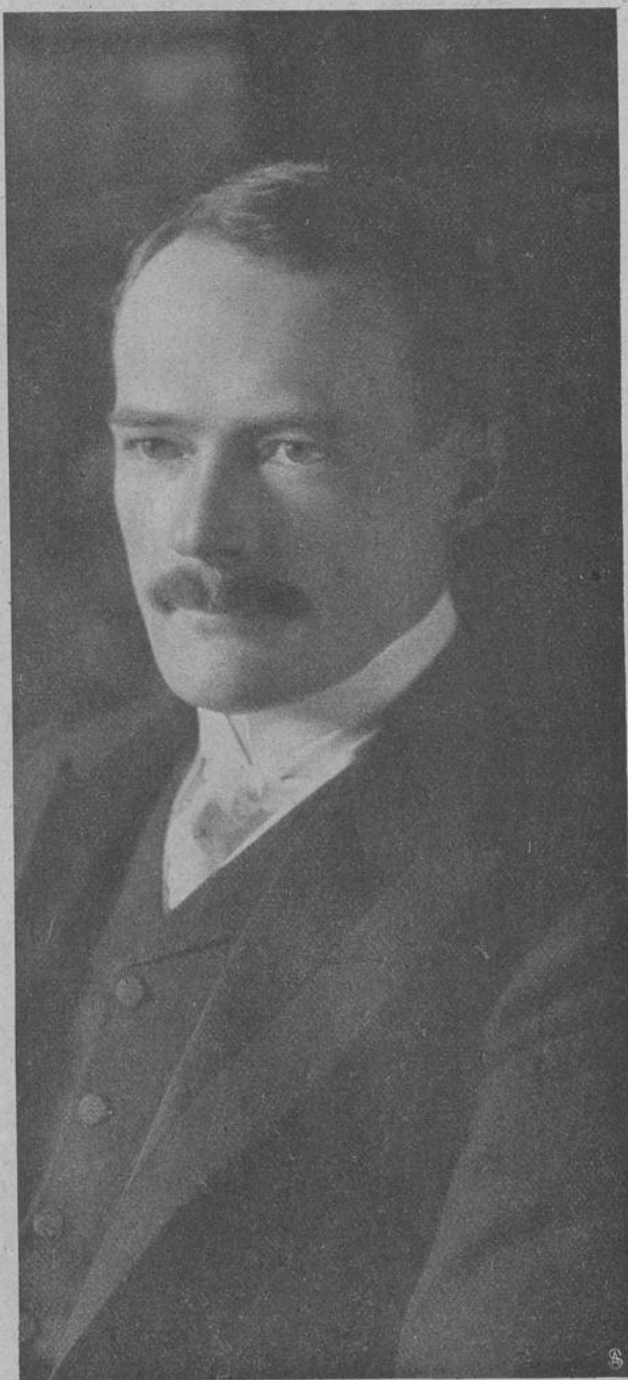
Und fröhlich in die Hände klatschend, ließ sie einen Jodler erschallen, daß es widerhallte von Berg zu Tal und von den nähern Alptriften, Sennen und Geißbuden einstimmten, wie eine Glocke nach der andern beim Hochzeitsläuten, bis endlich alles zusammenklingt.

— Ende. —

Ueber Aerzte und Patienten in China

plaudert ein aus dem „Fernen Osten“ heimgekehrter Arzt in einer französischen Wochenschrift: Die Zahl der Aerzte und Apotheker ist in China sehr groß, und das ist gar kein Wunder: die Ausübung der Heilkunst ist dort nämlich ganz frei und keiner einschränkenden Geschäfts- oder Dienstordnung unterworfen. Man kann von heute auf morgen sich ohne besondere Kenntnisse und ohne Diplom als Heilfünftler niederlassen. Es gibt zwar medizinische Hochschulen, aber die Vorlesungen werden fast gar nicht besucht, zumal da der Unterricht um einige Jahrhunderte zurück ist. Dr. Simond, der lange Zeit als Arzt in den französischen Kolonien gelebt hat, berichtet, daß die physiologischen Kenntnisse der Chinesen sich in folgender Weise zusammenfassen lassen: „Der menschliche Körper besteht aus einem Gemisch von fünf Elementen, und zwar aus Wasser, Erde, Feuer, Holz und Metallen. Wenn der Körper gesund sein soll, müssen diese fünf Elemente in vollster Harmonie sein mit fünf Pflanzen, fünf Geschmächen, fünf Farben und fünf Metallen. Jede Krankheit folgt aus der Störung dieser Harmonie!“ Neben den primitiven Medizinmännern gibt es jedoch jetzt eine ziemlich große Anzahl ausländischer Aerzte und in einigen Küstenorten sogar Ärztinnen. In Tientsin zählt man nicht weniger als sechs Ärztinnen: die Damen Saville, Russell, Watson (Engländerinnen), Mers-Perlin, Stevenson (Amerikanerinnen), Wallace und Don (Kanadierinnen). Vor drei Jahren gab es auch eine chinesische Ärztin, Frl. Su-King-Ga, die in Philadelphia studiert hatte. Wenn der chinesische Arzt zu einem Kranken gerufen wird, begnügt er sich damit, den Puls zu fühlen, und verläßt sich im übrigen ganz auf die ihm von der Umgebung des Patienten gemachten Mittheilungen. Das trifft besonders bei weiblichen Patienten zu, die er nicht einmal sehen darf; in vornehmen Häusern liegen die kranken Damen hinter dichten Vorhängen, durch welche sie nur einen Arm hindurchstrecken um sich den Puls fühlen zu lassen. Der Arzt stellt nach dieser „Untersuchung“ seine Diagnose und verschreibt eins der zahllosen Heilmittel der chinesischen Pharmakopöe „Sen mei zyn tu yaku“ (das aus Klarheit zusammengesetzte Heilmittel), eine Abkochung von kleinen, an der Sonne getrockneten Insekten; „Sei sei ta“ (Heilmittel zur Rettung des Lebens); „Zis tin“ (Heilmittel zur Rettung des Augenlichtes) usw. In kleinen Städten ist der chinesische Apotheker die angesehenste Persönlichkeit, da er für sehr gelehrt gehalten wird; er ist fast immer auch der Gewürzkrämer des Ortes; anderseits hat auch der Gewürzkrämer des kleinsten Winkels seinen Glasschrank mit Apothekern. In den größeren Städten gibt es neben den echt chinesisch eingerichteten Apotheken hin und wieder Apotheken, die ganz europäisch aussehen. Groß ist die Zahl der Wundermittelhändler, die ihre Waren im Umherziehen verkaufen. Die meisten chinesischen Heilmittel bestehen aus Produkten, die vom Fell, von den Knochen, von den Hörnern, von den Krallen, von den Ge-

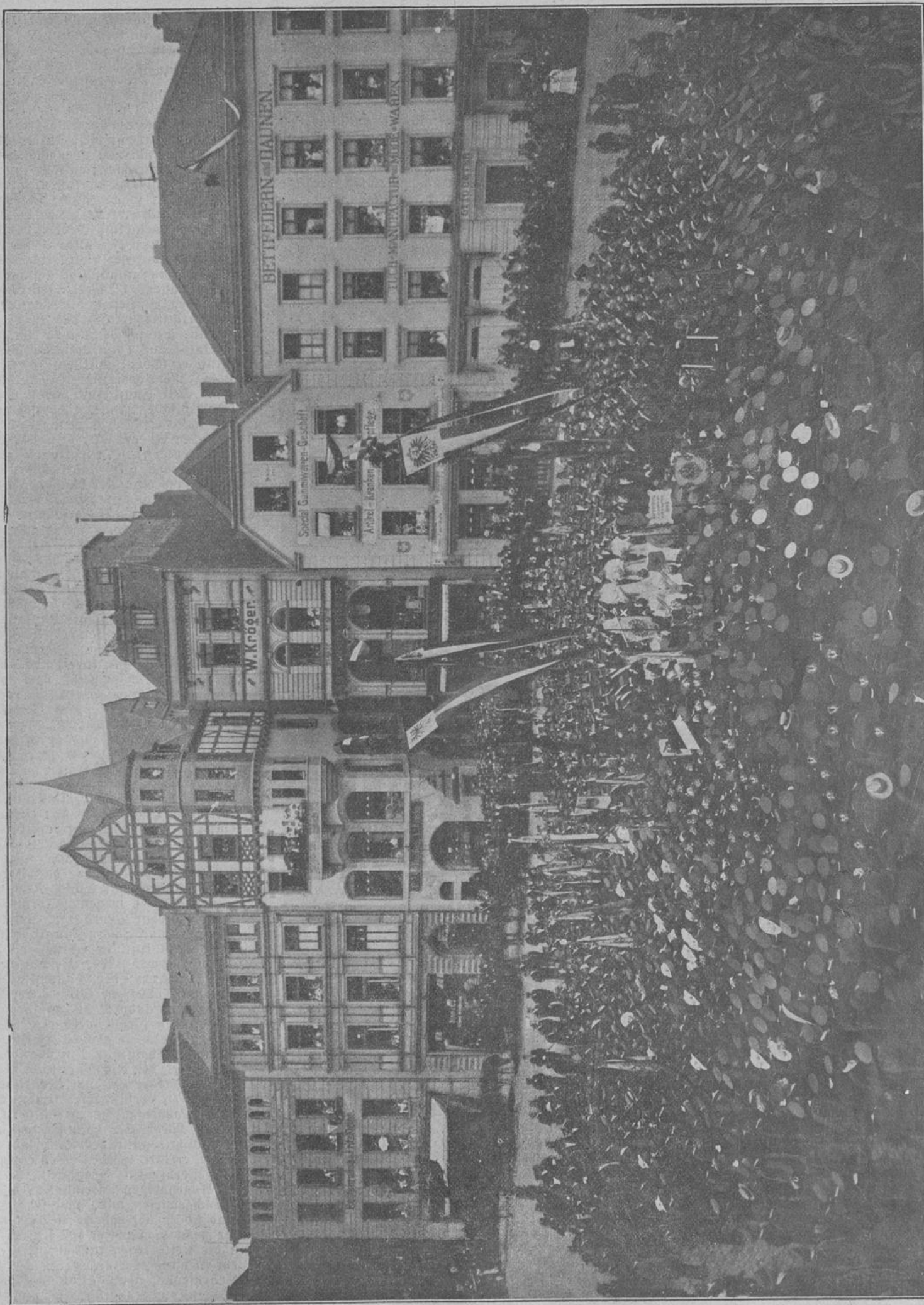
schlechtssteilen verschiedener Tierarten kommen; Pflanzen werden weit seltener verwendet. Die gestreifte Haut der Schlangen heilt Hautkrankheiten. Elefantenhaut ist ein vorzügliches Mittel gegen Stiche und Wunden. Die Schlingpflanzen als Baumschmarotzer sind ein Mittel gegen die Parasiten des Menschen: „similia similibus!“ Neben diesen Heilmitteln verwendet man in China häufig das Menschenblut, das der Kranke direkt aus der Ader eines Verwandten saugen muß; manchmal muß der Patient ein Stück Fleisch verschlingen, das



Gustav von Bohlen und Halbach (Seite 229)

sich ein näher Verwandter freiwillig aus dem Arme schneiden läßt. Das alles hängt mit dem Ahnenkultus zusammen, und vor noch nicht gar langer Zeit war die im folgenden geschilderte Krankenbehandlung gang und gäbe: Wenn ein alter Chineser im Sterben liegt und alle Heilmittel wirkungslos bleiben, läßt sich eins seiner Kinder ein Stück Fleisch heraus schneiden und gibt es, gekocht oder roh, dem Patienten zu essen. Das galt früher als höchster Beweis kindlicher Liebe, als eine Tat, die durch kai-

serliche Dekrete bekannt gemacht und hoch belohnt wurde. Es ist kein Wunder, daß bei diesem traurigen Zustande der chinesischen Medizin dem Aberglauben Tor und Thür geöffnet sind. Die Krankheiten werden in der Regel von bösen Geistern verursacht; deshalb wendet man sich in Krankheitsfällen vornehmlich an die Bonzen. Die bösen Geister sind aber oft weit stärker als die Heilmittel und sind auch noch nach dem Tode des Opfers zu fürchten; es fällt ihnen gar nicht ein, das Haus zu verlassen, ja, sie lassen sich manchmal sogar auch in den Nachbarhäusern nieder. Da helfen nur Zaubersprüche, Gebete, Beschwörungen, und das alles ist Sache der Bonzen, die sich natürlich für ihre Mühe ganz anständige Summen bezahlen lassen. Direkt gefürchtet sind bei den Chinesen die chirurgischen Operationen, und das ist vielleicht ganz gut so, denn ihre Aerzte, die keine Spur von anatomischen Kenntnissen haben, würden in den meisten Fällen doch nur Unheil anrichten. Seit Confucius haben die Weisen Chinas immer energisch erklärt, daß es ein Verbrechen sei, den menschlichen Körper mit dem Messer zu berühren. Als Operationen zugelassen werden nur Nadelstiche und höchstens noch eine Art Massage, wobei der Kranke mit Bambusstöcken bearbeitet wird. Sehr erfahren in ihrer Kunst sind die Hühneraugenoperateure und die Zahnärzte, die oft weit geschickter sind als ihre Kollegen in Europa; ihr Instrumentenschatz läßt an Vollständigkeit nichts zu wünschen übrig. Es wird erzählt, daß die chinesischen Dentisten lange vor uns schmerzstillende Betäubungsmittel anwandten. Verrückte werden in China für ihre Handlungen verantwortlich gemacht und vor Gericht genau so verurteilt wie gewöhnliche Verbrecher. Die Strafe wird nur dann herabgesetzt, wenn das Urteil von einem Gesuch an den Kaiser begleitet ist; denn nur der Kaiser hat das Recht, Strafen zu erlassen oder zu verringern. Ganz ausgeschlossen ist die Herabsetzung der Strafe im Falle eines von einem Verrückten verübten Vatersmordes; der Vatersmörder muß auf der Stelle hingerichtet werden, und zwar, wenn möglich, genau dort, wo er das Verbrechen begangen hat. Wenn man nach der Zahl der wegen Vatersmordes hingerichteten Verrückten urteilen dürfte, müßte man annehmen, daß der Wahnsinn in China recht häufig vorkommt. Aber Herr Chavannes, Lehrer der chinesischen Sprache am Collège de France, weiß die Sache ganz anders zu erklären. Im chinesischen Gesetz wird der Vatersmord als ein so großes Verbrechen betrachtet, daß man den Mörderin degradirt, der das Volk nicht genügend aufgeklärt hat, um derartige Verbrechen zu verhindern. Um nun seine Degradation zu verhindern, setzt der Mandarin Himmel und Hölle in Bewegung, damit der Vatersmörder für verrückt erklärt werde. Wenn ein Verrückter ein Verbrechen begangen hat, werden seine Angehörigen gleichfalls bestraft, wenn nachgewiesen wird, daß sie ihn nicht genügend überwacht haben; sie hätten ihn, wenn er gemeingefährlich ist, einsperren und an die Kette legen müssen. Ihre Strafe besteht in hundert Bambusschlägen; ist der zu Bestrafende aber älter als 70 Jahre, so hat er nur eine Geldstrafe zu zahlen. Sehr im argen liegt in China die Sy-



Die Weihe der Fahne des Vereins ehemaliger 67er durch den Grafen von Hoeseler (X) auf dem Marktplatz (Seite 229)

Vergleichen Sie die Kisten-Ausgabe G. L. Krüger, G. m. b. H., Bismarck

fied
viel
der
fähn
liche
den
Son
Stü
pfla
We
375
und
grö

giene
Darm
dieser
Ausg
schlech
zufüh
See,
wo r
fen.
schläo
Win
fene
Chin
zem
und
zende
schen.

giene, und die sehr häufig vorkommenden Darm- und Magenkrankheiten nehmen aus diesem Grunde gewöhnlich einen bösen Ausgang. Das ist hauptsächlich auf die schlechte Beschaffenheit des Wassers zurückzuführen. Kluge Chinesen trinken nur Tee, denn in China ist es mehr als irgendwo ratsam, nur gekochtes Wasser zu trinken. Im Sommer sind Sonnenstiche, Hitzschläge und Leberkrankheiten häufig, im Winter Hals- und Brustkrankheiten. Pockenepidemien sind nichts seltenes, da die Chinesen die Pockenimpfung erst seit kurzem kennen. Verbreitet sind auch Aussatz und Trichinose. Kurz „China ist ein reizendes Land“, besonders für kranke Menschen. —

Die im Innern durch keine Säulen beengte Kirche ist 249 Fuß lang, 178 Fuß breit und faßt ca. 6000 Personen. — Nun ist das herrliche Gebäude ein Raub der Flammen geworden; doch hat sich bereits eine städtische Kommission gebildet, um die ersten Schritte zum Wiederaufbau zu beraten.

Weiter bringen wir auf Seite 226 und 227 die Bilder eines vielgenannten Brantpaars. Fräulein Berta Krupp, die Erbin der Essener Gußstahlfabrik, jenes bekannten, zu nationaler Bedeutung emporgestiegenen Unternehmens, das wie ein Staat seine Vertreter in alle Weltteile entsendet, hat sich bekanntlich mit dem Legationsrat der preussischen Gesandtschaft beim päpstlichen Stuhle, Dr. Gustav von Böhlen und

er bei dem 2. Badischen Dragoner-Regiment Nr. 21 in Bruchsal, dem er noch jetzt als Oberleutnant der Reserve angehört. Die Verlobten haben sich erst kürzlich in Rom, wo Frau Krupp mit ihren Töchtern diesen Winter weilte, kennen gelernt und in reiner Herzensneigung gefunden. Die Krupp'schen Werke zählen heute an 63 000 Arbeiter und mit ihren Angehörigen über 200 000 Seelen, deren Wünsche mit dem jungen Paare sein werden, wenn es, wie anzunehmen, im nächsten Frühjahr das Ehebandnis schließt.

Generalfeldmarschall Graf von Haeßeler weilte bekanntlich in diesen Tagen aus Anlaß des Korps-Appells ehemaliger Angehöriger des 16. Armee-Korps in unserer Stadt. In der vorigen Nummer der „Sonntags-



H. Weeck, Phot. Dörmund

Ausfahrt des Grafen von Haeßeler mit Herrn Hauptmann a. D. Christ nebst Gemahlin (Seite 229)

Zu unsern Bildern.

Der Brand der großen St. Michaeliskirche in Hamburg hat in den letzten Tagen viel von sich reden gemacht. Unser Bild auf der Titelseite wird dem Leser einen ungefähren Begriff von der Schönheit des herrlichen Baues geben. Die Kirche wurde in den Jahren 1750—62 von Ernst Georg Sonnin erbaut und kostete 1 920 000 M. Die Höhe des Turmes beträgt vom Straßenniveau bis zur Spitze der Helmstange 131,56 Meter. Die Fenster über der Kuppel sind 375 Fuß über dem Gießenbogen der Kirche und führen bis dahin 576 Stufen. Die größte der acht Glocken wiegt 121,63 Ztr.

Salbach, verlobt. Sie ist die ältere der beiden Töchter des verstorbenen Wirkl. Geh. Rats Friedrich Alfred Krupp und seiner Gemahlin Margarete, geb. Frein von Ende, und steht in ihrem 21. Lebensjahre. Der Bräutigam entstammt einer alten hochangesehenen badischen Familie. In Heidelberg zum Dr. juris promoviert, betätigte er sich nicht nur auf rein juristischem Gebiete, sondern u. a. auch im Verwaltungsbereich und Bankfach. Nach längeren Reisen in Frankreich und Amerika trat er im Jahre 1897 zur diplomatischen Karriere über, die ihn nach Washington und während der chinesischen Unruhen nach Peking führte. Seiner militärischen Dienstpflicht genügte

post“ brachten wir bereits das Bildnis dieses hochverdienten Mannes, heute lassen wir zwei weitere Bilder folgen, von denen das erste den Akt der Weihe der Fahne des Vereins ehemaliger 67er durch den Grafen von Haeßeler auf dem Markte veranschaulicht, während das zweite aufgenommen ist, als Se. Excellenz im Begriff stand, mit Herrn Hauptmann a. D. Christ nebst Gemahlin eine Ausfahrt zu unternehmen. Der Herr Generalfeldmarschall war bekanntlich bei Herrn Christ abgestiegen. Das letztere Bild verdanken wir der Liebenswürdigkeit des Photographen Herrn Weeck.

Cenzerl.

Novellette von Josefina Gohr.
(Nachdruck verboten.)

Heiße Sonnenglut liegt über dem Dorfe; schwül und unbeweglich ist die Luft. Es ist Sonntag morgen. Der ganze Ort ist wie ausgestorben, alt und jung in der Kirche. Feierliche Orgelklänge ertönen wie Erlösung durch die beklemmende Stille. Die kleine Tür zur Sakristei bewegt sich, und heraus wankt bleich mit unsicheren Schritten ein zartes, schwächliches Mädchen mit einem unbeschreiblich süßen Kindergesicht. Die blonden Kraushaare sind aus der Stirn gestrichen, die großen graublauen Augen blicken ängstlich umher, während sie sich, um nicht umzusinken, wiederholt an die Mauer lehnt.

Aus der Gruppe junger Burschen, die mit entblößtem Kopfe vor der Kirchentür stehen, löst sich eine kräftige, sehnige Gestalt und ist mit wenigen Schritten bei dem bleichen Kinde. „Ja, Cenzerl, bist wieder krank word'n in der Kirch'n? Du armes Sackel Du, komm, i' führ' Di' heim.“ Und ohne weiteres nimmt der Bursch die leichte Gestalt auf seinen Arm und trägt sie behutsam durch den kleinen Kirchhof nach der Anhöhe zu ihrem Elternhause.

Da kommt auch schon eilig Cenzerls Mutter angehastet, das silberbeschlagene Gebetbuch in der einen, den Rosenkranz in der anderen Hand. „Heilige Mutter Anna, is' 's Cenzerl schon wieder krank word'n?“

„Ja, Mayrhoferin, wann D' 's doch schon weißt, daß das Dirndl den Weibbrauch nit vertragen kann, warum schickst D' 's denn allerweil in d' Kirch'n? Meinst gar, unser Herrgott tät's nöti' hab'n, daß so an zart's Pflänzle sei G'sundheit opfert, um ihn z' verherrlichen helfen? I' moan, es bleibet unser Herrgott a', wenn das Madl dahoom bleibet, und wenn schon 'bet' sein muß, nacha kann's 's ja in der Stub'n toan.“

„A' woas, Schmied, Du redst halt, wie Du 's verstehst. Daß ma' am Sonntag in d' Kirch'n geht, dös g'hört si' do', und 's Cenzerl hat si' no' allemol wieder erholt.“

Inzwischen haben sie das Kind auf das altmodische Kanapee gelegt. Behutsam streicht die schwielige Hand über die blonden Haare, und mit weicher Stimme sagt der Schmied: „Is' halt gar so viel fein und zart, dös Bleamerl.“

„Frei' is' zart, und daweg'n hab' i' a' meine b'sundern Plän' damit.“

„So, darf ma's wissen?“

„Warum net? — In d' Stadt tua i' 's nei, in a G'schäft, und wann's ausg'lernt hat, nacha richt' i' ihr hier im Dorf an Aramerladen ei', wann's net vielleicht gar an Stadtherrn heirat.“

In dem hübschen Gesicht des Schmiedes erscheint eine tiefe Falte zwischen den Augen. „Woas, in d' Stadt soll dös Dirndl? Ja, Mayrhoferin, hast denn den Verstand verlor'n? Dös krank Kindl in d' Stadt? Dös war' ja ihr Tod, am Hoamweh tat' 's sterben in dera schlechten Stadtlust.“

„Geh, Schmied, mach net so an Aufhebens. I' als Muatta werd' do' wohl wissen, was für mei' Madl am Besten is'. Zu da Feldarbeit taugt's do' net, und ebbas muß 's do' treib'n, wann i' amal nimma leb'.“

„No ja, dös scho', aba da wart' do', bis 's a paar Jahrln älter is' und g'sund“, entgegnete der Schmied. Noch einmal umfaßt sein Blick liebevoll die schwächliche Gestalt der Leidenden und mit einem: „Na, Mayrhoferin, nix für unguet, und pfleg' 's recht guet, dös liab' Bleamerl“, geht er.

Cenzerl erhebt sich; sie hatte sich von ihrer Ohnmacht erholt, aber sie wollte das Gespräch der beiden nicht stören; es tat ihr

so wohl, wenn der Schmied sich so für sie eiferte. Es überkam sie in der Nähe dieses Häuslens stets ein Gefühl des Geborgenseins.

Vierzehn Tage später! Wieder ein glühender, sonniger Sonntag vormittag. Der Gottesdienst ist zu Ende. Langsam zerstreuen sich die Dorfbewohner nach allen Richtungen; auch die Mayrhoferin begibt sich mit langsamen Schritten ihrem Häuschen zu, Cenzerl, das mit anderen Mädchen Grüsse wechselt, weit hinter sich zurücklassend.

Kurz vor ihrem Garten begegnet ihr der Schmied. Sie will an ihm vorüber, aber er vertritt ihr den Weg: „s is' also wahr, Mayrhoferin, daß D' 's Deandl in d' Stadt eini tuast?“

„G'wiß is' 's wahr, noch a Woch'n, na' is' weg.“

„Hätt's do'net denkt, daß a Muatta 's Herz hätt', ihr einzig's krank's Kindl von der Hand z' geben.“

„Jest Du tuast ja grad', als ob das Cenzerl ins Unglück müast. Is' ja do' guet aufg'hoben in der Stadt, und dös zwei Jahrln wer'n bald um sein, nacha kummt's ja wieder.“

„Woast, Bäurin, 's is' do' ihr Unglück. Dös Deandl paßt net in d' Stadt, 's muß ja Hoamweh krieg'n, wann's koan' Berg nimma siecht und foa' Bäum'.“

„Jest da schang her, was red'st denn so viel wegen dem Madl, woas geht's Di' denn an?“

„Woas 's mi' angeht? Liab' hab' i' dös Bleamerl, und bitt'n tua i' Di', Mayrhoferin, laß 's dahoom, heb's auf für mi' als mei' Weib. I' will ja gerne wart'n, bis 's sich ausgwachsen hat, koan Wort will i' ihr sag'n von meiner Liab', bis 's größer word'n is' und g'sund, bloß da laß' 's Madl, daß i' 's seh'n kann und bewach'n, daß ihr koan Leid net g'schiet. Daß i' recht'schaff'n bin, dös werd' Dir wohl bekannt sein, und daß i' mei' guet's Auskommen hab' und mei' schuldenfreies Eigentum, dös soll woast a', und daß i' 's guet pfleg'n wollt, dös versprich' i' Dir bei meiner Seligkeit.“

Weiter kommt er nicht; die Arme in die Hüften gestemmt, mit bösem Blick unterbricht ihn die Bäuerin. „Woas, an Schmied soll i' mei' Kindl geb'n, so an ungschlacht'n G'sellen, wie Du? Schang's do' an Deine groben Händ', ob's g'schaffen sein für so a zart's Bleamerl, wie's Di's selber g'nennt hast; dös fallet ma ein — jest g'rad' muß weg, daß D' ihr net no' an Kopf verdrast, Du dalkst's Mannsbild Du. Du und's Cenzerl!“

Nachend will sie weiter. Aber noch einmal hält er sie zurück: „D Du schlechte Muatta, jest kenn' i' Di' ganz! Net Muattaliab is' 's, was Di' zwingt, Dein Deandl in d' Stadt z' tun, na, Hoffart is' 's, hoch'naus mögst mit dem Kind, ob 's drüber z' Grund geht oder net.“ Er tritt dicht an sie heran: „Dös jell sag' i' Dir, wenn's Cenzerl net gar so viel jung war, bloß a paar Jahrln älter, da tät' i' 's frag'n: „Maagt' mi'?“ und wenn's ja saget, da nähmet i' 's auf meine Arm' und trüget's fort, und den möcht' i' seh'n, der si' traun wollt', mir mei' Liab's z' nehmen. Aba i' moan, mir zwaa hab'n unsa lezt' Wort no' net g'redt in dera Sach'!“ Mit einem: „Pfiat Gott!“ stürzt er davon.

Einige Tage später kommt das Cenzerl müde, mit trübem Augen die Dorfstraße hinauf. Sie hat Abschied genommen von allen Bekannten; morgen soll sie fort. Ihr ist schrecklich weh' im kleinen Herzen. Wird sie es denn aushalten ohne See, ohne Berge, ohne ihren Garten, mit all' seinen Blumen, die sie selbst gepflanzt? Dabei ist sie so sterbensmüde; am liebsten möchte sie sich ins Gras werfen und träumen und ruhen.

Wie sie so traurig vor sich hinsieht, hört sie Schritte und gewahrt den Schmied auf sich zukommen. Erschrocken bleibt sie stehen. Wie sieht der sonst so fröhliche Mann aus? Finster blickt er in's Leere, und eine tiefe Falte gräbt sich zwischen seinen Brauen ein. Jest sieht auch er sie, und ein Zucken geht über sein Gesicht. Schon steht er neben ihr, ergreift ihre Hände, und ihr tief in die Augen blickend, fragt er mit bebender Stimme: „Sag', Cenzerl, gehst gern fort?“

Und als sie statt aller Antwort sich schluchzend abwendet, nimmt er sie plötzlich in seine Arme, preßt einen langen und glühenden Kuß auf ihren Mund, läßt sie jäh wieder los und stürzt davon. —

Ihr ist unbeschreiblich zu Mute' sie möchte weinen und jauchzen zugleich. Lange sieht sie ihm nach. Warum er sie wohl geküßt hat? Er möchte sie immer gerne, das weiß sie wohl. Sie ist ihm auch gut, und wenn er gesagt hätte: „Bleib' bei mir!“ da wäre sie geblieben. Aber das ging ja nicht, und die Mutter selbst wollte sie fort haben. Da gab's kein Widerstreben. — Und doch, daß sie fort soll, ist schrecklich! Laut schluchzend wirft sie sich in's Gras und weint sich aus, bis es dunkel wird und kühl. Aufgelöst von Herzeleid schleicht sie nach Hause. —

Es ist Frühling. Ein Sprossen und Grünen in der Natur, ein Singen und Jubilieren in den Lüften, daß sich das Herz weitet in der Brust. Im dumpfen Stübchen, ganz oben unter'm Dach, sitzt Cenzerl träumerisch am Fenster und blickt seufzend über die Dächer hinweg zu dem blauen Himmel hinauf. Ueber ein halbes Jahr ist sie nun schon in der Stadt und wundert sich, daß sie noch lebt, daß sie es ausgehalten hat zwischen den hohen Häusern und den fremden Menschen. Und jetzt ist es Frühling daheim. Wie schön muß es sein! Ob die Kirschchen- und Apfelbäume wieder so viele Blüten tragen wie im Vorjahr, und ob der Hollunder anfängt zu blühen und all' die farbigen Tulpen im Garten? O, wenn sie jetzt daheim sein könnte! Ein Seufzer hebt ihre Brust. Wenn sie weinen könnte wie früher, aber sie hat keine Tränen mehr. Es ist so dumpf und starr in ihr.

Zimmer tiefer versinkt sie in ihre Träumerei. Sie sieht sich nach vollendeter Lehrzeit auf der Heimfahrt. Ihr Herz klopfte zum Zerspringen. Jest hält der Zug. Selig liegt sie in Mutters Armen und geht mit ihr den Weg durch's Dorf hinauf. Sie kommen an der Schmiede vorbei; da öffnet sich die Tür, er tritt heraus und —

Weiter kommt sie nicht. Laut trällernd tritt ihre Freundin, ein hübsches Mädchen mit feinen, braunen Augen, ins Zimmer, schüttelt das jinnende Cenzerl derb bei den Schultern und ruft: „D Cenzerl, wie schön, wie wunderbar schön ist's draußen! Sag', willst heut wieder den ganzen Tag verträumen in der dumpfen Stub'n? Geh', komm' doch mit, laß' uns spazieren geh'n ins Grüne. Der Frühling ist auch für uns!“

Langsam erhebt sich die Angerufene, und bald schlendern die beiden durch die Straßen der Stadt. Cenzerl geht sonst nicht gern mit der auffälligen Kollegin, aber der Sonnenschein hat es ihr angetan. In ihre Träumereien verfunken, schreitet sie neben ihrer munteren Gefährtin her, ohne zu bemerken, wie diese nach allen Seiten hin kokettiert. Sie fährt überrascht auf, als plötzlich neben ihr eine Männerstimme fragt, ob eine Begleitung angenehm sei. Noch ehe sie ablehnen kann, hat die andere mit feinem Lächeln zugesagt und beginnt auch sogleich ein Gespräch mit dem Unbekannten.

Cenzerl bleibt stumm und blaß wie immer und weicht allen Versuchen des Herrn, sie ins Gespräch zu ziehen, aus. Als er sich schließlich nach dem Grund ihrer

Traurigkeit erkundigt, bemerkt die Kollegin, verächtlich ihr Näschchen rümpfend: „Sie hat Heimweh nach ihrem Ohldorf, und kann die Mutter und die Berge nicht vergessen.“

„Ohldorf“, bemerkt interessiert Doktor von Depen, als den sich der Herr inzwischen vorgestellt, „das kenne ich auch, da bin ich schon öfters gewesen.“

Jetzt kommt in Genzerl Leben. Mit glühenden Wangen und glänzenden Augen berichtet sie von den Bergen, dem See, ihrem Häuschen mit dem schönen Garten, der Mutter und den Bekannten, nach denen ihr Herz sich sehnt, und dem Schmied, der immer so lieb zu ihr war. Immer lebhafter wird sie und ab und zu erklingt sogar ihr helles Lachen. Ein wunderbarer Zauber ist mit einem Male ausgegossen über das schwärmerische Kindergeſicht. Entzückt betrachtet sie ihr Begleiter, und als sie sich vor ihrer Wohnung verabschiedet, fragt er, ob sie sich am nächsten Sonntag wiedersehen. Mit leisem Kopfnicken jagt Genzerl zu, ohne seinen heißen Blick zu bemerken.

Seitdem ist ein Jahr verfloſſen. Wieder ist es Frühling. Die Mayrhoſerin ſteht ſonntäglich aufgeputzt in ihrem Garten; ſie wartet auf das erſte Glockenzeichen, um den gewohnten Kirchgang anzutreten. Da erſcheint der Poſtbote mit einem Briefe. Sie hat ihn kaum geöffnet, als ſie erbleichend ſtammelt: „Heilige Mutter Anna, was iſt das? 's Genzerl im Krankenhaus?“ Eine Stunde ſpäter ſchon fährt ſie voll banger Ahnung nach der Stadt.

Im Krankenhaus wird ſie in ein Wartezimmer geführt. Unruhig geht ſie hin und her. Eine Krankenschwester erſcheint und verſucht, der Mutter in möglichſt ſchonender Weiſe beizubringen, daß man ihr Genzerl vor vierzehn Tagen aus dem Waſſer gezogen, und daß ſie zwei Tage ſpäter einem Knaben das Leben geſchenkt. Der Zuſtand der Kranken ſei ein gefährlicher und der Knabe würde nur bei ſorgſamer Pflege am Leben zu erhalten ſein. Sie bittet die Bäuerin, ſich zu beherrſchen und ihre Vorwürfe für ſpättere Zeiten zu ſparen.

Wald darauf ſteht die Mutter ihrem Kinde gegenüber. Ueber das ſtarke Geſicht mit den harten Zügen rinnen unaufhaltſam Tränen. Das iſt ihr Genzerl? Das ihr Kind? Das junge Ding mit dem eingefallenen Geſicht, dem alten Zug um den Mund? „O Gott, was haſt Du mir an'tan?“

Jetzt bewegt ſich die junge Wöchnerin. Ein Paar große todeſtraurige Augen blickten wie erloſchen in die Augen der Mutter. Raum hält ſich die Mayrhoſerin aufrecht. „Genzerl, heiliger Gott, was iſt das mit Dir? Wer iſt der Lump, der elendige, der uns das an'tan hat?“

Leife ſtößt Genzerl: „Ein Lump, Muatta, iſt er wohl nit —“

„So, das war ſoa Lump, der erſt an unſchuldig's Mädl verführt und nacha verlaßt und verleugnet.“

„Er hat mi' net verlaſſ'n und a' net verleugnet.“

„Ja, warum haſt denn dann ſterben woll'n?“

„D's Schand', Muatta, hat mir's bald's Herz abdruckt, und wia er g'jagt hat, er wollt' all's zahl'n und fürs Kind ſorg'n, aba heirat'n könnt' er mi' nimmer, da hab' i nimmer g'wußt, was i tu', und da iſt halt g'ſchehen. Aba g'ſorgt hat er für mi' und 's Kindl. Fünftauſend Mark hat er hinterlegt, und wenn der Bua in d' Schul käm', wollt' er nomal fünftauſend Mark deponieren.“

„Was, zehntauſend Mark? Dös iſt ja a Vermögen! und wia heißt denn der Herr?“

„Freiherr von Depen, und a Doſta iſt a der Chemie.“

„Jes' Marie und Joſef, Genzerl, die Ehr'!“

„Ehr', Muatta? der Heirat' mi' do' net.“ „Kann er a net, wenn er a Baron iſt“, jagt die Mutter energisch. „Zehntauſend Mark! wenn i's recht überleg', Genzerl, a ledig's Kind von an' Baron iſt do' was ander's, als von an' g'wöhnlichen Menſchen, und da ſallet mir ein: Der Schmied, der ſchon vor zwöa Jahr'n um Di' ang'halt'n hat — i hab' Dir's damals net jag'n mög'n, weilſt' D' no' ſo jung waſt — der iſt no' ledig. I glaub', der waſt' no' auf Di'.“

Mit einem Ruck iſt Genzerl bei dem Namen des Schmiedes in die Höhe gefahren. Aus ihrem todblaſſen Geſicht ſtarren die weit aufgeriſſenen Augen mit fürchtbarem Entſetzen auf die Mutter; ſie verſucht zu ſprechen, aber nur ein gurgelnder Laut entfährt ihren Lippen, während ſie jäh zurückſinkt. In dieſem Augenblick erſcheint die Schwester. Sorgſam beugt ſie ſich über die Sterbende, und mit einem vorwurfsvollen Blick auf die Bäuerin jagt ſie: „Sie haben Ihr Verſprechen ſchlecht gehalten!“ — — —

Unser Preisausschreiben für Amateurphotographen.

Die Teilnahme an dem Preisausschreiben für Amateurphotographen hat unsere Erwartungen bei weitem übertroffen. Von 67 Bewerbern gingen uns 447 Bilder, zum Teil ganz vorzügliche Leistungen, zu, die die Preisrichter vor eine schwere Wahl ſtellten. Vor allem galt es, ſolche Motive auszuwählen, die auch bei der Reproduktion in der Zeitung ihre Schönheit behalten und die künstlerischen Abſichten des Photographen noch deutlich erkennen laſſen. Er erhielt den Preis:

1. G. Zerbe-Dortmund (Riß-Garam, Oberungarn).
2. Albert Benz-Dortmund (Wassermühle zwischen Dorſfeld und Hudarbe).
3. A. Dahlmann-Dortmund (Eröffnung der Schifffahrt auf der Newa in St. Petersburg).
4. E. Stork-Castrop i. W. (Partie aus dem Sauerland).
5. G. J. Paß-Brambauer („All Heil“).
6. Robert Pluquet-Schwelm (Partie aus dem Kurpark am Schwelmer Brunnen).
7. Philipp Winterheimer-Dortmund (Partie von Herbede an der Ruhr).
8. Overhoff-Dortmund (Bauernhof in Dphersdide).
9. Maria Pfander-Stuttgart (Miß Helios Löwe).
10. Albert Berghaus-Celle (Kinder am Bache).

Unter den zur Beurteilung geſtellten Arbeiten waren noch manche mit wirklich künstlerischem Gefühl aufgenommene Bilder, denen mit Rückſicht auf die Wiedergabe ein Preis verſagt werden mußte, da für dieſen Zweck nur möglichſt großzügige, in Licht und Schatten gut durchgeſtufte Aufnahmen Verwendung finden können.

Jedenfalls aber hat die „Sonntagspoſt“ einen ſchönen Erfolg zu verzeichnen. Gut Licht!

„Zehn Gebote für unser Heim“

ſtellt Ernst W. Bredt in der Darmſtädter Zeitschrift „Die Innendekoration“ in folgender Form auf: 1. Du ſollſt in deinem Heim bekennen, daß nur deine Zeit, Recht, Vermögen und Pflicht hat, ein Neues und Ganzes widerſpruchſlos zu unſerem inneren und äußeren Leben zu geſtalten. 2. Du ſollſt nicht auffallen wollen und nie prahlen mit dem Bekenntnis Deines Geſchmacks. 3. Du ſollſt einen Raum dir freihalten von allem Alltäglichen und Häßlichen, damit nichts deine Feſtfreudig-

keit ſtöre, wenn du ſie ſuchſt. 4. Du ſollſt nicht wäſſern, das hieße ererbte Kultur ehren, wenn du beim Tröbler altmodiſchen Hausrat kauſt. 5. Du ſollſt Kunſtwerke nicht ſo aufſtellen, daß ihre Wirkung ertötet und der Künſtler mißachtet werden muß. 6. Du ſollſt keuſche Nacktheit auch im Bilde ehren, wie einen Tempel Gottes, doch verbannen ſollſt Du alle läſterlichen Bilder, die keinen Wert haben. 7. Du ſollſt kein Plagiat dulden, noch ein Material oder eine Technik vortäuſchen, die für dein Heim zu koſtſpielig wäre. 8. Du ſollſt nicht durch ſchlechte Vervielfältigungen von Werken falſches Zeugnis von den Künſtlern abgeben. 9. Du ſollſt nicht Liebhabereien deines Nachbarn oder deiner Nachbarin annehmen. 10. Du ſollſt nur nach deinen Mitteln dein Heim geſtalten und nichts für beſſer halten, was nur koſtbarer iſt.

Allerlei Redensarten zum Nachsprechen.

Wer iſt raſch, und wer iſt ſchlau,
Und wer ſpricht mir nach genau,
Dreimal ſage alſobald:
Die Kake tritt die Treppe krumm.
*
Sechſundſechzig ſächſiſche Schutzweden.
*
Fiſchers Friſche fiſchte friſche Fiſche,
Friſche Fiſche fiſchte Fiſchers Friſche.
*
Achtundachtzig Hechtiſköpfe.
*
Schnitzelſriß ſchnitt Schnitzelſachen.
*
Schneider haben ſcharfe Scheeren,
Scharfe Scheeren haben Schneider.

Zitatenrätsel.

1. Es iſt nichts ſchrecklicher, als eine tätige Unwiſſenheit.
 2. Der Menſch begreift niemals, wie anthropomorphiſch er iſt.
 3. Der Schulmann, indem er lateiniſch zu ſchreiben und zu ſprechen verſucht, kommt ſich höher und vornehmer vor.
 4. Lüſternheit iſt ein Spiel mit dem zu Genieſenden und mit dem Genoffenen.
 5. Uns ſelbſt zu achten, leitet unſere Sittlichkeit; andere zu ſchätzen, regiert unſer Betragen.
 6. Wenn man alt iſt, muß man mehr tun, als da man jung war.
 7. Der Verſtändige findet faſt alles lächerlich, der Vernünftige faſt nichts.
 8. Willſt Du Dich Deines Wertes freuen, ſo muß der Welt Du Wert verleihen.
 9. Lebſt im Waſſer: ſei gewohnt. Keiner je des anderen ſchont.
 10. Was aber iſt Pflicht? Die Forderung des Tages.
- Aus jedem der obigen Goetheſchen Sprüche iſt ein Wort zu entnehmen; dieſe Wörter der Reihenfolge nach geſehen, ergeben wieder einen Spruch von Goethe.

Scherzaufgabe.

Es liegen drei Geldſtücke auf dem Tiſch nebeneinander, wie kann man das mittlere Stück aus der Mitte fortnehmen, ohne es anzufaſſen oder zu berühren?

(Die Auflöſungen folgen in nächſter Nummer.)

Auflösungen von Nr. 28:

des Rätsels: Löwenherz.
des Silbenrätsels:
Stammbaum — Baumſtamm.

In die Falle gegangen.



„Liebe Freundin, warum finde ich Dich in Tränen. Hast Du schlimme Nachrichten von Deinem Manne?“

„D, mehr als das. Er schreibt mir aus dem Bade, er müßte vor Sehnsucht nach mir sterben, wenn er nicht mein Bild täglich mit Liebe betrachten und mit tausend Küßen bedecken könnte.“

„Das ist doch sehr schön von ihm, und deshalb weinst Du?“

„Ach ja, mein Mann schreibt sehr poetisch — aber Du mußt wissen, daß ich, um ihn auf die Probe zu stellen, beim Einpacken statt meiner Photographie die meiner Mutter in die Reisetasche prapfiziert habe!“

Galant.

Dame (in einer Menagerie): „Mir gefällt in der ganzen Menagerie doch dieses reizende Affchen hier am besten. Und Ihnen?“

Herr: „Und mir?! . . . Sie, Fräulein Emilie!“

Am Monatschluß.

Student A.: „Du, Fuchs, gehst Du in die heutige Vorstellung?“

Student B.: „Nein, ich kann nicht — ich habe kein Vorstellungsvermögen!“

Sehr glaublich.

Professor (in einem Vortrag über Kulturgeschichte): „. . . Unter den Kannibalen hat man noch niemals Vegetarianer gefunden!“

Auch ein Vergleich.

Gast: „Kellner!“

Kellner: „Sie befehlen, mein Herr?“

Gast: „Tragen Sie das in die Küche zurück! Ich habe einen Roßbraten mit Kartoffeln bestellt und kein Vegetarierbild, wo man den Braten erst eine Stunde suchen muß!“

Ehrlich.

Sie: „Nicht wahr, Oskar, Du heiratest mich nicht wegen des Geldes?“

Er: „Gewiß nicht — das kriegen ja meine Gläubiger!“

Sehr wahr.

Die Brust wird oft belohnt für das, was der Buckel verdient hat.

Auch ein Glück.

„. . . Sie haben wohl in Ihrer Jugend Glück gehabt bei den Damen?“

„D ja! Ich hab' immer einen Korb bekommen!“

Schlaue Ausrede.

„. . . Was, Sie essen Beefsteak und wollen Vegetarianer sein?“

„Ja, ich betrachte das als verbotene Frucht!“

Nette Aussicht.

Mieter: „Gilt das denn so mit der Miete? Ich brenne Ihnen doch nicht durch!“

Hauswirt: „Um, man kennt das! Eines schönen Morgens ist der Vogel ausgeflogen!“

Mieter: „Wissen Sie, da verkennen Sie mich. . . ehe Sie mich nicht rausschmeißen, ziehe ich überhaupt nicht aus!“

Schon besorgt.



Vater (morgens zum Besuch kommend): „Schäm' Dich, so lange in den Federn zu liegen; wie ich in Deinen Jahren war, habe ich morgens das ganze Haus geweckt!“

Sohn: „Das habe ich diesen Morgen auch schon besorgt!“